

ersticke die Begierde meines Schoßes. Eine Sängerin.

»Ich trinke nur zum Essen«, entschuldigte er sich.

»Ich, wenn ich Durst habe.«

»Ich könnte nicht arbeiten.«

»Ich nicht ohne«, sagte sie unumwunden.

War das ihr Ernst oder nur die großspurige Antwort einer verlegenen Seele?

Er lächelte breit und gab so etwas wie ein Schnauben von sich, einen Luftstoß durch die Nasenlöcher, der verbergen sollte, daß ihm keine Entgegnung einfiel. Er führte sich auf wie ein Volltrottel.

»Jeder ist eben anders«, sagte er und schämte sich für die Banalität seiner Worte.

»Anders und doch gleich.«

Er wußte nicht genau, was sie meinte. Was war anders, und was war gleich? Die Maßstäbe, nach denen sie wertete, urteilte und einordnete, waren ihm unbekannt.

Vermutlich spielte sich ihr Leben in Proberäumen und Künstlergarderoben hinter Bars und Festsälen ab, und die Begriffe, mit denen er sich herumschlug, interessierten sie nur ganz am Rand. Was wußte er schon vom Leben einer Sängerin? Was wußte sie vom Leben eines Rabbiners?

Die Stewardess belohnte die Geduld der Erste-Klasse-Passagiere mit einer Extrarunde. Diesmal nahm er ein Glas Saft vom Tablett. Die Frau blieb bei Champagner.

»Sind Sie schon lange Sängerin?«

Diese Frage war zwar auch nicht gerade sehr originell, aber er fand, daß er seiner Neugier hinsichtlich ihrer Gedankenwelt durchaus nachgeben konnte. Er hätte am liebsten festgestellt, daß sie gar keine besaß und nicht mehr war als eine leere Hülle. Und wer würde sich schon von einer leeren Hülle angezogen fühlen?

»Fünf Jahre etwa.«

»Ist das ein hartes Leben?«

»Nicht, wenn es einem Spaß macht.«

»Macht es Ihnen denn immer Spaß?«

»Meistens schon. Wenn ich die Gelegenheit dazu bekomme.«

Sie hatte nicht das Bedürfnis, sich zu unterhalten. Er genausowenig.

»Fein«, sagte er und beugte sich aufs neue über die Zeitschrift, die er am Hotelkiosk gekauft hatte. Er zwang sich, ihre Anwesenheit zu vergessen und nicht an die Beine zu denken, die da vorn auf der Bühne des weiträumigen Speisesaals den Takt der Songs begleitet hatten. Rhythmisch hatte sie die Hacke eines Fußes in den schwarzen Pumps bewegt oder die Knie leicht von links nach rechts geschwungen. Manchmal reckte sie sich und spannte die Muskeln ihrer langen Beine an – sie steckten jetzt in Strumpfhosen mit einem Satinschimmer. Die Linien ihrer Beine weckten unweigerlich die Begierde

nach der Stelle, an der sie zusammenliefen. In diesem Saal voller gelehrter Juden leuchtete ihre Körperlichkeit auf wie eine Flamme in der Wüstennacht.

Den Artikel, den Sol Mayer zu lesen versuchte, hatte er selbst geschrieben. Die Zeitschrift war eine Ausgabe von *Shalom*, einem der wichtigsten Sprachrohre des progressiven Judentums in Amerika, in dem Sol regelmäßig etwas über rabbinische Angelegenheiten veröffentlichte. Dieser Artikel befaßte sich mit dem moralischen Gehalt des rabbinischen Lebens. Er hatte ihn aufgrund der Sache mit dem chassidischen Rabbiner Jossi Finkelstajn geschrieben, der im Zusammenhang mit der Entführung eines Millionärssohns verhaftet worden war. Für Sol der geeignete Aufhänger, um den chassidischen Anspruch auf die Wortführerschaft für das gesamte Judentum anzugreifen.

Im Gegensatz dazu, wie die Chassiden mit ihren Gegnern verfahren (wer nicht für sie war, war gegen sie), hatte er nicht alle Ultraorthodoxen über einen Kamm scheren, sondern den kriminellen Chassiden lediglich als ein Symptom beschreiben wollen.

Wie viele von ihnen hatte der kinderreiche, fromme Finkelstajn große Geldsorgen: Der Ewige hatte ihn mit acht Töchtern und nur zwei Söhnen gesegnet, was bedeutete, daß er das Vermögen für acht Aussteuern zusammenzubringen hatte. Von der Angst getrieben, daß er sein Ansehen innerhalb seiner Gemeinde verlieren würde, wenn er seinen Töchtern nur magere Aussteuern mitgeben konnte, kam Finkelstajn auf den Gedanken, sich durch Erpressung das nötige Kapital zu beschaffen. Sol hatte ihn als tragisches Opfer einer antiquierten Tradition beschreiben wollen, als einen von vielen, die das Judentum als ein System schizophrener